

Predigt zu Markus 5,21-43
(Ev. Auferstehungsgemeinde Mainz,
14. März 2021)

Was willst du lieber? Als einer meiner Brüder im Grundschulalter war, war das für längere Zeit seine Lieblingsfrage. Was willst du lieber? Und dann kamen immer solche erquicklichen Alternativen wie „Willst du lieber von der Dampfwalze überfahren werden oder vom Tiger gefressen?“ Und da sollte man sich dann entscheiden. Mein Bruder konnte ewig so weiterfragen und hat den Rest der Familie damit wahnsinnig gemacht.

Es gibt Alternativen, die sind keine. Hier ist es das schreiende Elend des Vaters und das stumme Elend der Frau. Ein sterbendes Kind oder eine schwere chronische Krankheit – ich möchte da nicht wählen müssen. Und ich möchte auch nicht wie Jesus zwischen beiden stehen und mich entscheiden, um wen ich mich jetzt kümmern soll. Diese ganze Geschichte ist im Grunde eine einzige Überforderung für alle Beteiligten.

Unser Text beginnt mit dem schreienden Elend. Der Vater, ein Synagogenvorsteher, ein angesehener Mann, ist zu keinerlei Selbstbeherrschung mehr fähig. Er wirft sich vor Jesus auf den Boden, er bittet und bittelt und fleht ihn an, mitzukommen. „Mein Töchterchen liegt im Sterben!“ Mit zwölf war dieses Mädchen schon fast im heiratsfähigen Alter, aber für den Vater ist sie immer noch sein geliebter kleiner Schatz, sein kleines Mädchen. Der Schmerz und die Verzweiflung dieses Mannes, der sich an Jesus wie an den letzten Strohalm klammert, sind mit Händen zu greifen. Dass Jesus helfen kann, stellt hier niemand in Frage, und dass er sofort mitgeht, ist eigentlich selbstverständlich. Jetzt kann nichts wichtiger sein als das, den Tod eines Kindes gerade noch zu verhindern, die größte menschliche Tragödie, das unermessliche Leid.

Und dann bleibt Jesus plötzlich stehen, wie angewurzelt. Er rührt sich nicht mehr von der Stelle und will wissen, wer ihn angefasst hat. Dass die Jünger ihn in dieser Situation zur Vernunft bringen und zum Weitergehen bewegen wollen, ist völlig klar. Es eilt jetzt! Seine heilenden Kräfte wurden nie dringender gebraucht als für dieses Kind. Sollte man meinen. Und jetzt stellen Sie sich den Vater daneben vor, mit verzweifelterm Gesicht, wie er von einem Bein auf andere tritt, und dann noch die Menschenmenge, die schiebt und drängt und auf ein Wunder wartet.

Aber Jesus lässt sich nicht beirren, er bleibt stehen wie ein Fels in der Brandung. Jemand hat ihn berührt, nur seinen Mantel, aber nicht zufällig, sondern absichtlich. Jemand hat den Kontakt zu ihm gesucht, und diese Berührung war mit einer Hoffnung verbunden. Und Jesus bleibt stehen und schaut sich suchend um.

Zu den vielen neuen Vokabeln, die ich in Corona-Zeiten gelernt habe, gehört das Wort Triage. Wenn Ärzte sich in einem Dilemma befinden und entscheiden müssen, wem sie helfen und wen sie sterben lassen, weil zum Beispiel nicht genügend Beatmungsplätze da sind, dann nennt man das so. Dafür gibt es dann ethische Richtlinien, denn das ist ein Extremfall. Ich kenne aber auch viele Menschen, die sich tagaus, tagein in der Situation befinden, dass sie nicht allen gerecht werden können. Wenn die Eltern pflegebedürftig sind, die Kinder zum Lernen motiviert werden müssen, der Partner Aufmerksamkeit möchte und der Arbeitgeber sein Recht und manchmal auch mehr fordert, dann kann ich mich noch so sehr anstrengen, es wird nie reichen. Und solche Situationen quälen ja vor allem dann, wenn ich den Menschen gerecht werden möchte, wenn ich die Not sehe, wenn ich gern mein Bestes geben will und doch immer wieder an meine Grenzen stoße, physisch und auch psychisch. Wie hält Jesus das aus? Warum lässt er sich nicht von der Menschenmenge treiben und tut einfach, was alle für das Dringendste halten?

Ich glaube jedenfalls nicht, dass Jesus innerlich die Achseln zuckte und sich sagte: „Naja, wenn das Kind jetzt stirbt – egal, dann erwecke ich es halt nachher wieder zum Leben.“ Ich glaube etwas anderes. Wenn wir sagen, Jesus war Gottes Sohn, dann meinen wir: In diesem Menschen Jesus ist Gott so gegenwärtig wie in niemandem sonst. Gottes Gegenwart in dieser Welt kristallisiert sich in diesem einen Menschen. Und in dem, was Jesus sagt und tut, wird diese Gegenwart Gottes konkret. Das heißt aber auch: Jesus als Mensch hatte wie niemand sonst ein Bewusstsein, eine Antenne dafür, dass Gott gegenwärtig ist, jetzt, hier, heute, in diesem Moment und bei mir. Und dieses Bewusstsein – Gott ist hier! – macht ihn innerlich unabhängig von dem, was auf ihn einströmt, was an ihm zieht und zerrt.

Gott ist hier, wo ich jetzt bin. Am Computer, während ich mit der Technik kämpfe. Am Küchentisch, an dem schon so lange kein anderer Mensch mehr mein Brot geteilt hat. Im Pflegeheim mit dem unangenehmen Geruch, wenn ich zum hundertsten Mal dieselbe Frage beantworten soll. Zwischen Legosteinen und Gebrüll im Kinderzimmer. Vor der roten Ampel, wenn ich übermüdet und sowieso zu spät dran bin. Gott ist hier. Ich muss jetzt nicht woanders sein, denn Gott ist auch dort, wo ich gerade nicht sein kann.

Weil Gott in ihm so gegenwärtig ist, kann Jesus selbst ganz da sein. Er spürt im Gewühl, im Gedrängel und Geschubse die eine Berührung, die anders ist. Er spürt, dass diese Berührung etwas in ihm selbst verändert hat, dass heilende Kraft von ihm ausgegangen ist. Die Gegenwart Gottes macht ihn aufmerksam für sich selbst und aufmerksam für eine Not, die er sonst nicht sehen könnte, für das

stumme Elend hinter seinem Rücken. Jesus macht sich auf die Suche.

Und dann kniet vor ihm diese Frau, bleich und am ganzen Leibe zitternd, und fängt an zu erzählen und hört nicht mehr auf. Dauerblutungen, 12 Jahre lang. Niemand kennt die genaue Ursache, niemand kann helfen. Ein Arzt nach dem anderen doktert an ihr herum, manche feinfühlig, manche grob, aber jeder will Geld dafür sehen, bis sie keins mehr hat. Sie muss die unmöglichsten Fragen beantworten und intime Untersuchungen über sich ergehen lassen, ihr werden noch mehr Schmerzen zugefügt, die Blutungen werden schlimmer. Dazu kommt diese furchtbare Erschöpfung durch den ständigen Blutverlust. Und sie ist schutzlos – sie hatte einmal eigenes Vermögen, also kann sie weder einen Vater noch einen Ehemann haben, sonst hätte dieses Geld in der damaligen Gesellschaft nämlich dem Mann gehört.

Sie leidet körperlich, sie ist arm und sie ist einsam. Sie traut sich kaum noch in die Öffentlichkeit aus Angst vor peinlichen Situationen, vor Flecken auf der Kleidung. Dazu kamen die religiösen Tabus. Menstruationsblut machte kultisch unrein, nicht nur die Frau selbst, sondern auch jeden Stuhl, auf den sie sich setzte, jeden Teller, den sie anfasste, jede Hand, die sie schüttelte. Ein Fest mitfeiern, einen Gottesdienst besuchen? Keine Chance.

Sie hat von Jesus gehört und davon, dass er auch in aussichtslosen Fällen helfen kann. Aber welche Möglichkeiten hat sie denn realistisch, sich überhaupt helfen zu lassen? Soll sie sich vor diesem ledigen jungen Handwerker aufbauen und ihm ihre Menstruationsstörungen erläutern? Während seine Jünger und sowieso das halbe Dorf leicht angewidert zuhören? Oder soll sie sich dem Synagogenvorsteher in den Weg stellen? Dein Kind liegt zwar im Sterben, aber ich bin chronisch krank und das geht nun mal vor? Am Ende gibt es nur eine einzige Option für sie, eine kurze Berührung des Mantels, heimlich und von hinten, kein Blickkontakt, kein Wort. Was soll das schon bringen?

Manchmal ist es schwer, die eigenen Kräfte und Möglichkeiten nicht zu verachten. Ich bin nicht so belastbar. Ich bin ja nicht so christlich erzogen. In unserer Familie ist das eben so. Wenn ich eine andere Ausbildung hätte. Wenn ich mich besser durchsetzen könnte. Wenn wir mehr Geld hätten. Das geht nicht und das geht nicht und das geht auch nicht und deshalb muss alles so bleiben, wie es ist. Und der eine kleine Schritt, der vielleicht möglich wäre, der lohnt sich doch von vornherein nicht.

Die Frau berührt nur den Mantel Jesu und begibt sich mit dieser völlig unscheinbaren Handbewegung in das Kraftfeld Gottes. Sie spricht kein Gebet, sie bleibt stumm. Sie zahlt keine Spende, dazu hat sie nicht das Geld. Sie engagiert sich nicht ehrenamtlich, sie schließt sich keiner

Gemeinde an. Sie bittet nur wortlos darum, dass die Gegenwart Gottes auch für sie gilt. Eine einzige kleine Geste, mehr geht nicht. Sie hat weder die Kräfte noch die Mittel dazu. Aber diesen einen winzigen Schritt, den sie gehen kann, den geht sie und spürt, wie sich in ihrem Innersten etwas verändert.

Und Jesus hört sich die ganze Geschichte an und sagt: „Meine Tochter, deine Glaube hat dich gerettet.“ Meine Tochter – das heißt: So, wie der Synagogenvorsteher für sein Kind da ist, so bin ich für dich da. So liegst du mir am Herzen. So stehe ich für dich ein. Dein Glaube hat dich gerettet – das heißt: Dein Versuch, dich in die Gegenwart Gottes zu stellen, an seine Kraft anzudocken, ist nicht zu armselig. Gott achtet diesen Funken Hoffnung in dir, diesen Mut zu einem winzigen Schritt. Und Gottes Heil gilt für dein Leben, jetzt und in Zukunft.

Mitten in diese Szene platzt die Nachricht vom Tod des Kindes. Und eigentlich müsste Jesus dem Vater jetzt sein Beileid aussprechen, sich vielleicht noch für die Verzögerung entschuldigen und dann verabschieden. Für eine Heilung ist es definitiv zu spät. Aber Jesus geht mit dem Vater in das Trauerhaus, geht mit ihm in das Zimmer, in dem sein Töchterchen aufgebahrt ist. Und die Gegenwart Gottes macht nicht Halt vor dem Tod. Eine Berührung und die Stimme Jesu rufen das Mädchen ins Leben zurück.

Aber die Geschichte ist an dieser Stelle nicht zu Ende, denn Jesus sagt noch zwei Dinge. Zum einen verbietet er den Anwesenden streng, irgend jemandem etwas zu erzählen. Zu groß ist die Gefahr eines Missverständnisses. Die Gegenwart Gottes in dieser Welt beendet eben nicht alles Leid und allen Tod. Jesu Wunder, die Heilungen, auch die Wiederbelebung dieses einen Kindes sind nur Zeichen dafür, wie nah Gott den Menschen kommt, Zeichen für den Anbruch des Reiches Gottes. Aber was diese Gegenwart Gottes in der Welt wirklich bedeutet, das sehen wir erst am Kreuz, wo Jesus sich ganz und gar in das Leid hinein begibt, wo Gott selbst leidet und stirbt. So weit lässt Gott sich auf diese Welt ein.

Zum anderen befiehlt Jesus, dem Kind etwas zu essen zu geben. Das Leben, das dieses Mädchen geschenkt bekommen hat, ist zerbrechlich. Ihr Körper braucht Nahrung, sie ist nicht unverwundbar. Irgendwann wird sie wieder krank werden, Schmerzen haben, sterben. Diese Wiederbelebung ist also nicht dasselbe wie die Auferstehung Jesu Christi und sie ist nicht dasselbe wie die Auferstehung, die Gott uns verheißen hat. Paulus schreibt im 1. Korintherbrief von einem neuen Körper, den Gott uns schenken wird, unvergänglich, voll Kraft und beseelt von Gottes Geist. Darauf hoffen wir.

Anne Schumann